

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 3

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634033>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennerschweiz in Wort und Bild

Nr. 3
XV. Jahrgang

Bern
17. Januar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Das Begräbnis.

Von Carl Spitteler †.

Mir war im Traum, sie täten dich begraben,
An einem Sonntag, draußen unterm Wald,
Mit Singen und mit Beten. Leisen Trittes
Durch eine Seitenpforte naht ich traurig,
Entblößten haupts von hinten der Versammlung.
Da stockte plötzlich der Gesang. Erstaunt
Mit scheuen Blicken starren sie nach mir.

Die Meßner zischelten. Ein Gärtnerjunge
Schob mir mit Dienstbesließ'nem Grinsen heimlich
Durch meine Finger einen Kranz von Dornen.
Aber die Menge teilend trat der Pfarrer
Mir feierlich entgegen, schrieb das Kreuz
Auf meine Stirn, legte die heilige Schrift
Mir auf die Brust und las mit lauter Stimme:
„Vergib, auf daß man dir vergebe“, las er.

Da regte sich's im Dornenkranz, und wuchs
Und quoll wie Blut im Frühling. Rote, samt'ne
Großmächt'ge Königsrosen fraßen wuchernd
Die lichte Luft, den leiderfüllten Kirchhof.
Bließ nichts mehr übrig als ein stilles Antlitz,
Von Schmerz verschont, die Heimataugen
Wehmütigen Blicks mich grüßend durch die Rosen.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 3

Bernhard sollte sie begleiten und tat sich nicht wenig darauf zugute, daß er den Ritter spielen durfte und Susanna als Schutz mitgegeben wurde. Er hob mit Anstrengung den Reisesack mit dem gelben, gestickten Hirsch in den Wagen und holte eilig die geblümte Schachtel mit dem Sandkuchen, den Mutter für die Tante Ursula hatte backen lassen, herbei. Im Deckel stand: Bitte zurücksenden. Pfarrhaus Bergeln. Mit roter Tinte hatte eine andere Hand das gleiche geschrieben. Sogar ein drittes Mal baten vorsorgliche Mutterhände um Rücksendung. Sorgsam hingemalt stand das Datum dabei: Im Mai, 1795. Basel. Auf dem Deckel klebte ein mit einem Goldrand geschmücktes Bildchen.

Es erfreute noch jetzt jeden Empfänger eines Kuchens, denn es stellte zwei Narren dar, die sich bei der Hand hielten, einen Dumm-Peter-Besen im Arm eingeklemmt hatten und lachten. Sogar die Zahnlücke sah man noch, die den großen Mund des Basler-Peppi schmückte. Wie die schöne und merkwürdige Schachtel nach Bergeln gekommen, wußte man nicht.

Bernhard hielt sie während des Fahrens mit den Füßen fest und belehrte Susanna dabei über alle die Dinge, die

die Tante nicht erlaube. Sie sah ihn ernsthaft an und sagte, daß sie das alles von selber nicht tue.

Frau Anna-Liese hatte sämtliche Kleider Susannas geflickt, hatte ihr die Locken wunderschön glatt und lang neben den Ohren festgesteckt, ihr weiße Spitzenhöschen angezogen, die wie holländische Pfeifenrohre ihr um die schlanken Beinchen schlotterten, und ihr ein Taschentüchlein verehrt, das Susanna nun zierlich, die vier Zipfel herunterhängend, in der Hand trug, wie es sich schickte. Sie hatte ihre Glanzlederschuhe anziehen dürfen und den flachen Hut mit den gold und braunen Bändern. Sie hingen ihr weit über den Rücken herunter.

Recht herzlich war der Kuß gewesen, den die Pfarrerin dem kleinen Pflegling mitgab, und mit klaren Tränen in den Augen hatte sie die beiden Schwestern einander umarmen lassen.

Susanna war nicht bange davor, zu fremden Leuten zu fahren. Sie freute sich auf den Rosenhof, ganz besonders auf die wunderbaren Transparentäpfel, die blaß sein sollten wie grünlicher Marmor. Und auf die Stachelbeersträucher und die Johannisbeerhecken, von denen man pflücken durfte, so viel man wollte.

Sie und Bernhard saßen im Wagen mit viel Würde. Sie beschlossen, Vater und Mutter zu sein, das heißt, Susanna schlug es vor, und Bernhard tat ihr den Gefallen. Wenn Leute vorbei kamen, neigte Susanna das Köpflein, und Bernhard schwang die Mütze. Manchmal sangen sie zusammen: „Einsam wandelt der Freund im Rosengarten“... das die Blätterin sie gelehrt, oder: „Sprang ein Häuslein übers Feld“. Über zuletzt wurden sie müde. Der Staub lag so dicht auf der Straße, daß er ihnen in die Augen flog und sie blinzeln machte. Die Hufe des Pferdes klapperten gleichmäßig und langweilig: Klack, klack, klack, der Christian nickte auf dem Boden, und kein Vogel sang. Es war heiß und still. Zuletzt schliefen die Kinder trotz des Holperns ein, und als sie schlaftrunken erwachten, krachte der Gaul den Boden vor dem grünen Gartentor, der Christian riß den Schlag auf und rief: „Aussteigen, Rosenhof!“ genau in dem Ton, wie man ihm erzählt hatte, daß die Beamten der neuen Teufelserfindung, der Eisenbahn, riefen, wenn sie halten wollten.

Die Kinder stiegen aus, und schon kam Verene den schmalen Weg herunter; sie sahen Onkel und Tante oben zwischen den beiden Tannen stehen, die wie unbestechliche Wächter den Eingang hüteten.

Bernhard schleppete eifrig den Reisekast mit dem Hirsh. Susanna hat sich nicht gewehrt, als ihr Verene die Basler Blumenschachtel von 1795 abnahm.

Onkel Daniel Schwendt wartete mit einer uneingestandenen Ergriffenheit auf sein neues Töchterlein. Er holte sein rotes Foulardtuch hervor und wischte sich die Stirne. Tante Ursula überslog in einem Augenblick die Gestalt des Kindes, das da zierlich und sauber, die Füßchen auswärts gestellt und das Häuschen bescheiden geneigt, auf sie zu kam. Susanna gefiel ihr.

Kein Flecken, kein verschobenes Fältchen, kein sich vordrängendes Wort, keine zudringliche Bitte, so dachte sie, als die Kinder am Tische saßen, Zuckerpflaumen aßen und Schwarzbrot, und goldenen Honig in Waben vor sich hatten auf grünen, ein Rebenblatt bildenden Tellern.

Als Susanna von den kleingeschnittenen Pfefferminzblättern aß, die auf einem zierlichen Kristallsteller zu der Butter gereicht wurden, gefiel der Tante das besonders gut. Sie ist kein Bauer, der nicht isst, was er nicht kennt, dachte sie. Als die Kinder satt waren, trug das kleine Mädchen mit leichten Schritten und geschickten Händen das Brett mit dem Geschirr hinaus, ohne daß jemand sie das gehissen hätte. Darauf sah sie sich um, und als sie hinter dem kalten Kachelofen eine kleine Bürste und eine Schaufel hängen sah, holte sie beides und wischte die Brotsamen, die auf dem Tische lagen, sorglich darauf und warf sie zum Fenster hinaus.

Tante Ursula flüsterte Daniel ins Ohr: „Was sagst du dazu?“ Er nickte befriedigt, denn wenn ihm auch häuslich geschulte Kinder kein Lebensbedürfnis waren, so wußte er doch, daß dies Zeichen einer guten Zucht dem Schätzling hier im Hause die Wege ebnete.

Er fragte Bernhard, ob sie sich das Füllen ansehen wollten, das vor drei Tagen zur Welt gekommen, und schmunzelte ob dem Jubelruf des Knaben und des Mädchens eifrigem Nicken.

„Nun?“ fragte er, als man die Kinder über den Ries-

springen hörte. Mit unvorsichtigem Lob seiner Ursula Widerspruch zu reißen, fiel ihm nicht ein.

„Über Erwarten gefällt sie mir“, sagte Ursula. „Schwendt, mit dem Kind werden wir wenig Mühe haben. Sie hat Talent.“

„So“, sagte der Onkel. „Zu was?“

„Zum Recht tun“, antwortete Ursula kurz.

„Schön, schön, mir gefällt sie auch mit dem kleinen Mündchen und dem schlanken Häuschen.“

„Ihr Männer seht immer nur auf das Neuherrere“, sagt sie scharf, „Tugend kommt in euren Augen erst lange nachher. Was würdet ihr sagen, wenn wir Frauen es mit euch auch so machen wollten?“ Onkel Daniel lachte herzlich.

„Probier's nur, vielleicht kehrst du von unserer Tugend gerne zu unserer Schönheit zurück. Ich will übrigens hinuntergehen und den beiden ein wenig unsere Bäume zeigen.“ Sie waren sein Steckenpferd, und er kannte jedes Knösplein, jedes Blättlein und jeden beginnenden Fruchtknoten an seinen Pfleglingen.

„Ich komme mit“, sagte Ursula. Sie band sich ein Tüchlein von Crêpe de Chine um die Ohren, obgleich es heiß war, und nahm ein Körbchen mit einer Baumsschere darin an den Arm. Überall pflückten ihre flinken Finger ein dürres Blatt, schnitten eine Ranke ab oder eine verblühte Blume oder bückten sich nach einem Unkraut, und als der geduldige und stets aufs neue mit ihr stehenbleibende Onkel endlich bei den Kindern ankam, war das Körbchen bis an den Rand gefüllt mit Überflüssigem.

Das Füllen war so entzückend, daß sogar Susannas Augen glänzten und ihre Wangen rot anliefen wie die Zuckerpflaumen, die sie schütteln durfte.

Sie ging neben dem Onkel von Baum zu Baum durch den Obstgarten und ließ sich von ihm Sorten und Ertrag erklären, und wieder wandelte sie artig neben der Tante und bewunderte die Rosen, die in unglaublicher Pracht und Fülle in der Sonne dufteten und ganze Glüten Wohlgeruchs über das Land sandten. Zuletzt durften die Kinder als große Vergünstigung die Leiter zum Heuschober hinaufklettern, wo die Raie fünf schneeweisse Jungs versteckt hatte und sich nun mit Fauchen und Brummen zu ihrer Verteidigung bereitmachte.

Als der Abend kam, hatte Susanna schon die Erlaubnis erhalten, Onkel und Tante zu sagen. Sie holte dem Onkel den Fidibus und zündete ihm die Pfeife an. Er behauptete, sie hätte ihm noch nie so gut geschmeckt, was Tante Ursula zu einem mißbilligenden Nasertümpfen brachte, denn Übertreibungen konnte sie nicht leiden.

Die Tante Ursula gewann Susanna, indem sie ihr von selbst das durchbrochene Körbchen mit dem Strickzeug brachte und einen Schemel herbeiholte, eine Aufmerksamkeit, die um 1855 herum unerlässlich war für ein wohlerzogenes Mädchen.

Bernhard, der heute sehr bescheiden sein mußte, wollte er nicht unbedenklich gegen die neue Pflegetochter abstechen, machte sich in der Küche bei Verenes nützlich, half ihr das Geschirr aufzuwaschen — Verene duldet leider keine Nebenmagd. Kutscher, Gärtner und Gärtnerin mußten ihr helfen — und ließ sich von ihr die Taschen mit Karmenbirnen stopfen. Er war ihr Liebling. Da sie bis zum Hals voll Neugier war, begann sie ihn auszufragen.

„Bernhard, hat das Mädchen seine Bildung?“ — Er nickte.

„Hö, was halt so ein Mädchen weiß.“

„Ist sie nicht ein Fräz?“ fuhr die alte Magd fort. „Gelt, sie ist einer, Bernhard?“ Aber da wehrte er sich. —

„Gar nicht. Fein ist sie und sehr schön. Der Bürgermeister Karl hat's auch gesagt und mir zwei Glasmarmeln gegeben, daß ich mit ihr in seinen Garten gehen solle.“

„So“, sagte

Berene. „Ich will dir etwas sagen, Bernhard. Gedrechselt ist sie wie eine Puppe und hochmütig wie ein Aff! Das seh' ich auf zehn Schritt.“

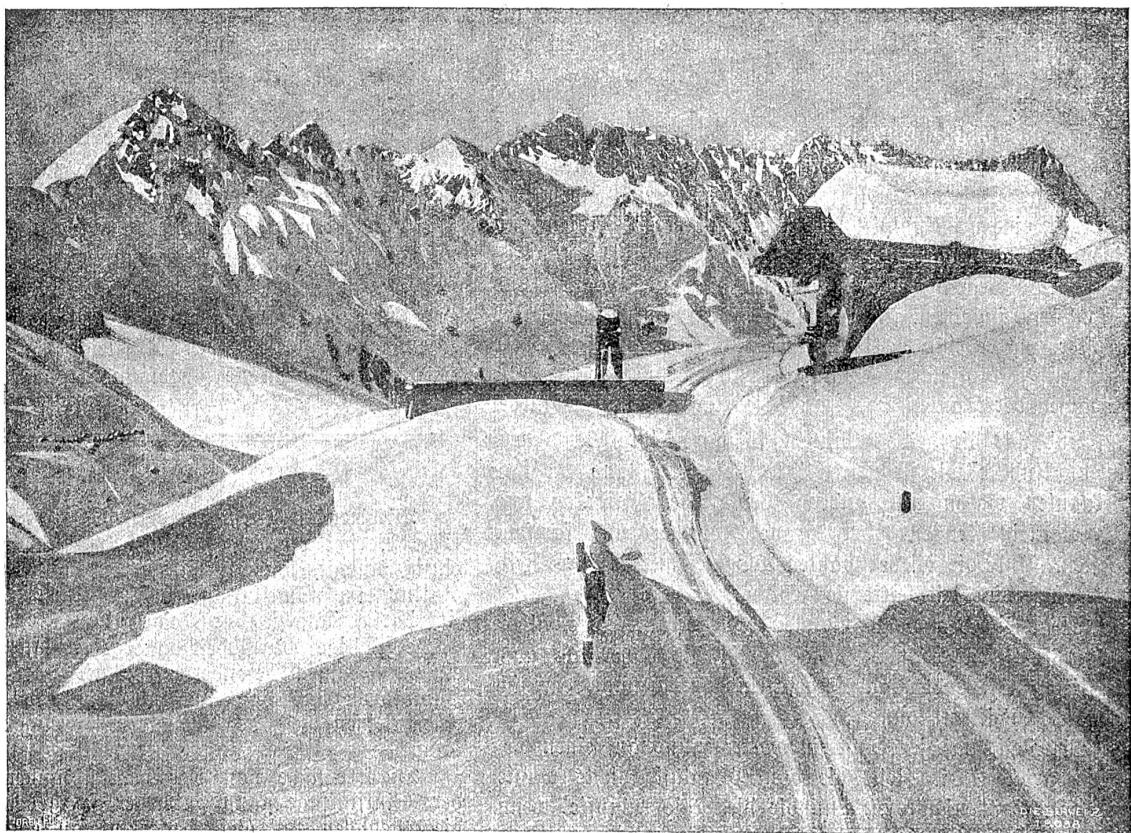
„Du bist ja kurzsichtig, Berene“, warf Bernhard ein.

„Das ist egal, das rieche ich. Da ist mir eure Anna mit den Wollenhaaren viel lieber. Freilich, unserer Frau wird die Susanna gefallen.“

„Und dem Onkel Daniel auch“, sagte Bernhard ernsthaft. „Sie ist viel netter als wir Könige alle. Sie ist wie eine Prinzessin.“

„Und du bist ein Königsohn“, lachte die Röchin. „Erlösen könntest du sie auch, sie hat's nötig.“ Sie sagte nicht von was, aber Bernhard merkte, daß Susanna an Berene keine Freundin hatte.

Er ging zu Onkel und Tante ins Wohnzimmer. Es war steif und doch gemütlich. Alle Möbel hatten Rücklehnen, die aus lauter Stäbchen bestanden und wie ein Gartenzaun aussahen. Die Polster waren grün. An den Wänden hingen Schattenrisse, der von Großmutter und Großvater Schwendt war der schönste. So zierlich ausgeschnitten und umrahmt von schwarzen Bergkämmeinricht und Zelängerjelieber. Die Großmutter saß da in einer großen Halskrause und strickte. Der Großvater hielt eine lange Pfeife in der Hand. Er schlug die Beine übereinander. Die Kinder, also die Frau Pfarrer König und Onkel Daniel, lasen eifrig in einem Büchlein und eines hält ein Sträußchen, das andere einen Reifen in den Händen. Zwischen allen vier stand ein runder Tisch mit Kaffeekanne und Zuckerdose darauf. Es war der einzige Fehler, den der Künstler gemacht, daß die Zuckerdose viel größer war



[Gottl. Kägi. — Saaserberge.]

als die Kanne. Aber am Ende war alles ganz richtig, und die Dose sah in Wirklichkeit aus wie eine Suppenschüssel. Man kann nie wissen.

Zwischen den SchattenrisSEN der Großeltern hingen die Erzeugnisse einer neuen, raffinierten, französischen Kunst. Es waren Daguerreotypien, silberglanzend, mit einem störenden Lichtschein darauf, daß man sie nicht betrachten konnte, ohne sie hin und her zu drehen. Neben dem Ofen hing ein mächtiger Fußsack, auch im Sommer, und ein Pfeifenbrett voll Pfeifen zeigte, daß die Tante Ursula zu den Frauen gehörte, die ihre Männer lieber mit einer Pfeife daheim als ohne oder gar mit der Pfeife auswärts wußten.

Sixs gute alte Oelbilder erzählten von viel Schönheit, die in der Schwendtschen Familie daheim gewesen sein mußte.

Schmale grüne Vorhänge schlossen die Fenster ab, und weiße Vorhänge blinkten hinter den grünen. Sie wurden alle Jahre zweimal abgenommen, gewaschen und so schön geflickt, daß Leute über vierzig Jahre den Schaden ohne Brille nicht finden konnten.

Unter dem Tisch hielt sich ein großer Teppich nicht für zu gut, einem jeden die Füße zu wärmen, der sie darauf setzen wollte, trotzdem eine Schäferin und sechzehn Schafe nebst Hund und Liebesbrief darauf gestickt waren.

Das war Tante Ursulas Wohnzimmer, denn es war in Wahrheit ihr Zimmer. Tadellos, vom ersten Januar bis zum Silvester dasselbe, sauber, kühl im Sommer und nie recht warm im Winter, und ohne Blumen. Sie machten zuviel Arbeit, sagte die Tante.

Das Zimmer Susannas, das neben dem der Tante

lag — der Onkel hatte sich bis aufs Blut gewehrt, als er das nüchterne Stübchen sah, in das er einquartiert werden sollte — gleich in nicht sehr langer Zeit dem der Tante aufs Haar.

Ebenso fühl, ebenso sauber, ebenso steif, ebenso tadellos. Nur hing statt eines Daguerreotyp ein gesichtes Bild darin, das Susannas Mutter gehört hatte und einen Pagen mit einem Windspiel und einem schönen Fräulein mit einem Papagei darstellte.

Ebenso praktisch wie bei Ursula hingen Schwamm und Zahnbürste in einem filosierten Sädeln zum Trocknen am Fenster, und ebenso bestimmt und rechthaberisch standen die braunen Pantöfselfchen Susannas unter dem Bett wie die schwarzen der Tante. Der Unterschied lag nur in der Farbe.

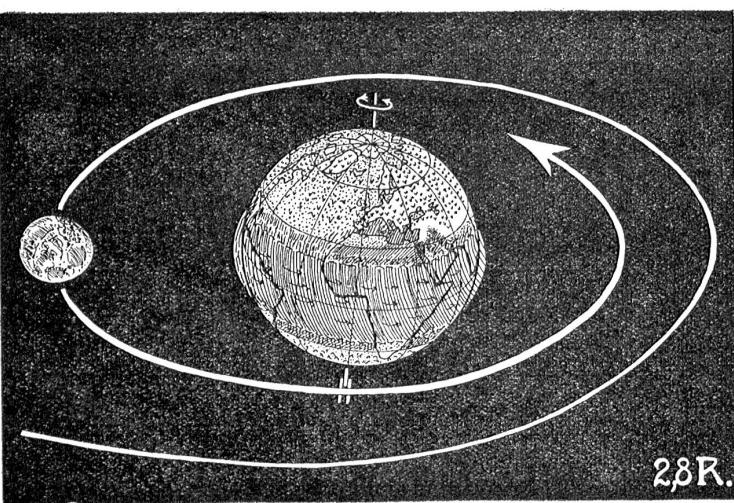
Und wie die beiden Stuben, so waren ihre Bewohnerinnen. Und so wie sie waren ihre Bekannten, und wie ihre Bekannten waren alle andern Leute, die Falbalas und Ohrenlöcklein trugen oder graue Zylinder und sanitene Westen. Und die wieder passten ausgezeichnet in ihre Zeit, denn eben die Zeit hatte sie gebildet.

Die Zeit des bedürfnislosen Bürgertums, des allernüchternsten Bürgertums, dem sowohl die höher als auch die tiefer Stehenden anheimgefallen waren und dem sich niemand entziehen konnte.

Die Zeit, da die Kunst sich verkroch und auf einen Erlöser wartete. Die Zeit, die von Phantasie nichts wußte und von Geist nicht viel, und die die Nase rümpfte, wenn sie ihm begegnete.

Aber sicher war es die Zeit der Tüchtigkeit, der braven Ehrbarkeit, die Zeit der schmalen Briefe mit der gelben Oblate hinten und dem Bassler Täubchen vorne. Die Zeit, da der Bakel hinter der Türe stand, der von einem jeden gehandhabt wurde, der sich dafür berufen fand.

Und leider war es auch die Zeit der schnurgeraden Tischbeine und der geraden Ärmel an den Frauenhemden, den fürchterlichen Ärmeln, die bis über die Ellenbogen fielen, daß auch der hübscheste Arm darin wie ein Spargel aussah und es ganz auf eins heraußkam, ob jemand sich runder, weicher Glieder erfreute oder grober Knochen wie ein Höckerweib. Es kam alles auf dasselbe heraus, denn man sah es doch nicht.



Dafür herrschte andererseits die Nachthaube bei Männern und Frauen. Einsteils, weil es auf etwas mehr oder weniger Häuflichkeit gar nicht mehr ankam, andererseits, weil die fetten Haare die sauberer Rüschenbezüge beschmutzten.

Daz in dieser Zeit die Leute mehr zu ebener Erde gingen, als daß sie flogen, ist das zu verwundern? Oder daß sie die Brüderie mit eitem Schamgefühl verwechselten? Oder daß sie die Liebe einfingen, ihr die Flügel beschnitten und sie der Langeweile überantworteten?

Wer wundert sich, daß Tante Ursulas Zeitgenossen der Liebe nur dann einen Kuß gestatteten, wenn die Verlobungsfeier vorüber war? Beileibe nicht vorher und auch nachher nur, wenn sie Zügel und Zaum trug.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rätsel der Sintflut.

Die neuere Forschung hat nachgewiesen, daß der biblische Bericht von einer Sint (= allgemeinen) Flut nicht einzig darsteht, sondern daß sozusagen jedes Volk und jede Kultur eine Sintflutsgage besitzt. Diese Flutgagen gleichen sich darin, daß sie durch eine große Überschwemmung die ganze sündige Menschheit untergehen lassen mit Ausnahme einiger wenigen besonders frommer oder sonstwie besserer Individuen und daß auch die Tierwelt untergeht bis an einen kleinen Rest, der sich mit den wenigen Menschen retten kann. —

Die Tatsache von der weltumspannenden Verbreitung der Sintflutsgage kann entweder so gedeutet werden, daß die Menschen zur Zeit der Flut an einem gewissen Ort auf der Erde zusammengelebt, gleichsam in einer Völkerwiese, und daß sich die Sage von der großen Überschwemmung, die zufällig diesen Ort betroffen, dann mit dem Wachstum des Menschengeschlechts rings um die Erde herum verbreitet habe; oder dann so, daß eine allgemeine Flut einst wirklich den ganzen Erdball heimgesucht hat. Die Gelehrten neigen heute mehr zu dieser zweiten Deutung hin. Das gleichzeitige Auftreten von Urmenschen an den verschiedensten Stellen der Erde ist nachgewiesen; es verhält sich damit wohl wie mit dem Leben überhaupt, das wahrscheinlich auch nicht an einer einzigen Stelle unseres Himmelskörpers, sondern an mehreren Orten zugleich entstanden sein mag.

Die Naturwissenschaft hat bis heute noch keine glaubwürdige Deutung für das Sintflut-Phänomen gefunden. Auch dann befriedigt sie nicht, wenn sie kosmische Kräfte herbeibemüht. Die einen wollen eine Schwundung der Sonnenstrahlung für die Sintflut verantwortlich machen, derart, daß einmal ganz besonders viel Wasser verdunstete, um nachher bei einem plötzlichen (kosmischen) Kälteeinbruch als 40tägiger Regen wieder zur Erde zu fallen. Andere bringen die Sintflut mit dem Abschmelzen der Eiszeitalters in Zusammenhang, das durch kosmisch bedingte intensive Sonnenwärme bewirkt wurde. Vor 20 Jahren trat der Astronom Arthur Stenzel mit einer vielbeachteten Erklärungstheorie auf. Nach ihm war die Sintflut die Folge des Zusammentreffens der Erde mit dem Halley'schen Kometen.

Eine höchst interessante Theorie hat in neuester Zeit Ingenieur Hörbinger, der Begründer des Welteislehre, *) zum Sintflut-Problem beigesteuert. Nach Hörbinger war es kein Komet, sondern der Vorgänger unseres heutigen Mondes, der die große Flut brachte. Dies war ein früherer Trabant der Erde, der sich der Erde in spiralförmiger Bahn

Der Mond in einer Nähe von 2,8 Halbmessern zur Erde. Die Gürtelflut in ihrer höchsten Ausbildung. Unmittelbar vor sintflutliche Zeit. Die Menschen bewohnen nur noch wenige Asyle.

*) Man vergleiche den Aufsatz in Nr. 42 des letzten Jahrganges.